

Kapitel 11:

Der Aufbruch der Freiheit und der Schrei der Erde

(1950 bis 1990 – Von der Gitarre zur grünen Au)

Die Nachkriegszeit brachte den Hunger zum Schweigen, doch sie füllte die Stille mit dem Dröhnen von Motoren. Ich sah, wie das Umland von Salzburg sich wandelte – die alten Pfade wurden zu Asphaltbändern, und der Fortschritt fraß sich mit eisernen Zähnen in die Landschaft.

Doch bald merkten die Menschen, dass ein voller Bauch allein die Seele nicht wärmt. In den 80er-Jahren erwachte eine neue Stärke, getragen von einer Musik, die nicht mehr lieblich klang, sondern ehrlich, laut und unerbittlich.

Der Geist von Hainburg

Ich erinnere mich an den Dezember 1984. Die Kälte in den Donauauen war so schneidend, dass sie selbst meine drachischen Sinne betäubte. Dort unten, im Nebel und Schlamm, geschah etwas, das die Statik der Macht erschüttern sollte.

Die Regierung wollte ein Monument des nuklearen Zeitalters errichten. Ein Atomkraftwerk, das für die einen Fortschritt bedeutete, für die Menschen in den Auen aber wie ein dunkler Fluch über der Zukunft ihrer Kinder hing. Es war die Angst vor der unsichtbaren Strahlung, vor dem Unumkehrbaren, die den Widerstand so unnachgiebig machte.



Ich sah Max, einen Studenten, der seine Bücher gegen einen dicken Wollmantel getauscht hatte. Er saß auf einem umgestürzten Baumstamm, die Finger so klamm, dass er kaum die Saiten seiner Gitarre spüren konnte. Neben ihm stand Berta, eine Bäuerin aus dem Umland, die mit einer Thermoskanne voll heißem Tee die Runde machte.

„Glaubst du wirklich, wir halten sie auf, Max?“, fragte Berta leise, während sie zum fernen Grollen der herannahenden Bagger blickte. „Die haben das Geld, die Gesetze und die Macht des Atoms hinter sich.“ Max sah sie an, sein Atem bildete weiße Wolken in der Luft. „Sie haben die Spaltung des Kerns, Berta. Aber sie haben nicht diesen Wald. Und sie haben nicht uns – gemeinsam. Wenn wir hier weichen, lassen wir zu, dass sie mit etwas spielen, das sie nicht beherrschen können. Wir kämpfen hier nicht nur für Bäume, sondern für das Leben an sich.“

Als die Polizeiketten im Morgengrauen vorrückten, sah ich, wie Max und Berta sich unterhaken. Sie bildeten eine Kette aus Fleisch und Blut gegen den kalten Stahl und die Arroganz der Technik. Es war die Geburtsstunde eines neuen Bewusstseins. Der Egoismus der Konzerne prallte an der Mauer der gemeinsamen Entschlossenheit ab. Es war eine wunderbare Demonstration dessen, was möglich ist, wenn Menschen sich auf ihre Wahrheit besinnen und die Bewahrung der Schöpfung über den schnellen Profit stellen.

Die Kehrseite der Freiheit

Doch während in den Auen für das Überleben der Natur gekämpft wurde, sah ich in den Städten eine andere Entwicklung. Die Freiheit, die man mühsam erkämpft hatte, wurde oft mit einer neuen Form der Rücksichtslosigkeit verwechselt.

In einem Café beobachtete ich Melanie. Sie sprach mit einer Kühle, die mich mehr frösteln ließ als der Winter in Hainburg. Sie hatte sich entschieden, ihr Kind wegzugeben – nicht aus der materiellen Not einer Lena im 19. Jahrhundert, sondern für ihre „Selbstverwirklichung“. „Ich kann meine besten Jahre nicht opfern“, sagte sie zu ihrer Freundin. „Dieses Angebot in der Werbeagentur ist meine Eintrittskarte in ein freies Leben. Ich muss erst mal meine eigenen Bedürfnisse über alles stellen, sonst verliere ich mich selbst.“

Ich spürte die Leere hinter ihren Worten. Hier war die Freiheit zur Mauer geworden, hinter der die Empathie erstickte. Während Berta in der Au ihre Sicherheit für die Zukunft aller riskierte, opferte Melanie die nächste Generation für das eigene „Ich“. Diese Jahre waren eine Zeit der extremen Gegensätze: Die Entdeckung, dass man gemeinsam die Welt vor dem Abgrund retten kann – und die bittere Erkenntnis, wie leicht man den Zusammenhalt verliert, wenn das eigene Ego zum einzigen Kompass wird.